

Die lebensverändernde Reise

Im letzten Jahr meines Theologiestudiums versank ich immer tiefer im Treibsand des Zweifels. Ich wuchs in einer adventistischen Predigerfamilie auf und lebte als typischer Adventist, hatte jedoch keine persönliche Beziehung zu Jesus. Während des Theologiestudiums fragte ich mich, ob es Gott überhaupt gäbe; und wenn ja, ob das im Leben eines Menschen irgendeinen Unterschied macht. Ich bereitete mich zwar auf den Predigtendienst vor, doch die Lauheit, die ich in einigen Gemeinden und auch an mir selbst wahrnahm, enttäuschte mich. So schwor ich, den Predigtendienst nie aufzunehmen. Vielleicht sollte ich auf Zahnmedizin oder Rechtswesen umschwenken.

Meine Eltern, die sich um mich Sorgen machten, meldeten mich zur Teilnahme an einem dreimonatigen Auslandsmissionsprogramm an. Wütend verweigerte ich meine Teilnahme. „Was kann ich denn schon in drei Monaten in einem Land ausrichten, wo mir Sprache und Kultur völlig fremd sind?“ Meine Eltern blieben jedoch hartnäckig. „Passt,“ sagte ich mir, „ich gehe wer weiß wohin und genieße eine dreimonatige Ferienzeit, komme zurück und alles geht so weiter wie vorher.“ Voller Zweifel und Skepsis nahm ich an den Orientierungsbesprechungen teil. Als ich mir die anderen teilnehmenden jungen Leute ansah, dachte ich: „Wie können sie nur Missionare sein? Viele von ihnen haben gerade erst die Schule beendet.“

Bald waren mein Gepäck und ich auf dem Weg zu den Philippinen. Nach dem Flug nach Manila waren mein Missionspartner Seong Hoon Jeon und ich zwei Tage auf einem Schiff unterwegs, einen halben Tag in einem überfüllten Bus ohne Klimaanlage und noch einige Stunden auf einem Kleinbus. Motorräder brachten uns auf einem für Autos unpassierbaren Pfad den Berg hinauf. Unser Ziel war Pag-Asa, ein kleines Dorf in den Bergen der Sarangani-Inseln der südlichen Philippinen. Als wir dort ankamen, waren wir geschockt. Wir wussten nicht, was wir

denken sollten. Das Dorf war primitiv. Die Leute waren unglaublich arm. Wir sollten auf dem Boden der Grundschule schlafen, aber überall krabbelten Ameisen und flogen Mücken herum. Skorpione fanden ihren Weg in unsere Schlafsäcke. Auf solche Zustände waren wir nicht vorbereitet. Wir wussten nicht, ob wir das auch nur eine Woche, geschweige denn drei Monate, aushalten würden.

**Ich übergab Gott
mein Leben, woraufhin
er mich drastisch veränderte.
Zu diesem Zeitpunkt wurde das Gebet
für mich zu einem besonders wichtigen Teil
meines Lebens.**

Ich denke, zu diesem Zeitpunkt wurde uns klar: Ohne Gott werden wir das nicht überleben. Das Leben im Dorf war nicht leicht. Es gab nur eine Wasserpumpe. Wir benutzten das Wasser zum Trinken, Kochen, Baden und Kleiderwaschen. Die Luftfeuchtigkeit war erdrückend! Wir kühlten uns ab, indem wir uns Brunnenwasser über den Kopf gossen. Wenn wir die Behälter mit Wasser zum Trinken und Kochen zur Schule getragen hatten, waren wir in Schweiß gebadet und wünschten uns nur noch, wir könnten noch einmal einen Eimer Wasser über uns gießen.

In diesen ersten Tagen wollte ich einfach nur aufgeben. Dann fiel mir jedoch der Rat einer meiner Lehrer ein: „Bete zu Gott und zeige ihm, dass du ihn brauchst.“ Ich versuchte, ohne fließendes Wasser und Strom zu leben und konnte nichts weiter tun, als Gott zu bitten, mir da hindurch zu helfen. Ich übergab Gott mein Leben, woraufhin mich Gott drastisch veränderte. Zu

diesem Zeitpunkt wurde das Gebet für mich zu einem besonders wichtigen Teil meines Lebens.

Die Dorfbewohner kamen mit vielerlei Krankheiten zu uns – besonders mit Hautkrankheiten. Sie hatten kein sauberes Wasser und badeten oft im selben Wasser Vieh und Kinder. Als einzige Medizin verfügten wir über eine milde antibiotische Lotion. Wir fühlten uns hilflos und dachten, wenn wir schon nichts weiter tun können, so können wir doch für die Kinder beten, die zu uns gebracht wurden. Erstaunlicherweise wurde jedes Kind, für das wir beteten, gesund. Wir trauten kaum unseren Augen!

Eines Abends brachten Männer einen jungen Mann zu uns. Unser Übersetzer teilte uns mit, dass die Männer Leibwächter seien. Einer von ihnen war der Chef eines nahe gelegenen Dorfes und der junge Mann war sein Sohn. Wir erfuhren, dass der junge Mann Magenkrebs hatte und wir etwas tun sollten. Pepto-Bismol war die einzige Medizin. Ich wusste: Pepto-Bismol wirkt nicht gegen Magenkrebs und selbst wenn dieses Mittel wirken würde, könnte eine Dosis keinen Krebs heilen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte.

„Du musst etwas tun,“ sagte unser Übersetzer besorgt. „Sie sind von dem Dorf jenseits des Flusses gekommen.“ Ich tat das einzige, was ich tun konnte und sagte dem Mann: „Die einzige Medizin, die wir haben, ist Pepto-Bismol. Sie hilft nicht gegen Krebs, aber ich gebe sie deinem Sohn trotzdem. Wir können nichts weiter für ihn tun, als für ihn zu beten.“ Der Mann reagierte zögerlich, aber er erlaubte uns, weiterzumachen. „Herr,“ betete ich, „wir haben für diesen jungen Mann keine Medizin, aber heile ihn bitte.“ Nach dem Gebet versprach ich dem Chef, ihn mit einer besseren Medizin zu besuchen. Zwei Tage darauf gingen wir zu dem Chef. „Wo ist dein Sohn?“ fragten wir. „Hoffentlich hat unsere Medizin keine Probleme verursacht.“ „Mein Sohn ist auf dem Maisfeld,“ sagte der

Mann freudig. „Es geht ihm gut. Vielen Dank.“ Ich konnte meinen Ohren nicht glauben. Was hatten wir getan? Ich wusste, der junge Mann war durch Gottes Kraft geheilt worden.

Als wir sahen, dass Gott durch uns wirkte, hatten wir vor nichts mehr Angst. Wir durchquerten Flüsse, um Menschen Bibelstunden zu geben. Stundenlang bestiegen wir einen Berg, um dort eine einzige Familie zu besuchen. Nachdem wir in der ganzen Gegend Besuche absolviert hatten, beschlossen wir, evangelistische Versammlungen abzuhalten. Wir liehen uns einen elektrischen Generator, gingen in die Dörfer und luden die Leute zu den Versammlungen ein. Doch hatten wir das Wetter nicht einkalkuliert! An den meisten Tagen regnete es mindestens zweimal.

An dem Tag, an dem unsere Versammlungen anfangen sollten, regnete es sogar den ganzen Nachmittag. Wir machten uns Sorgen. Die Versammlung sollte um 18:30 Uhr beginnen. Um 18:00 Uhr kamen einige, um zu sehen, ob die Versammlung stattfinden würde. Möglicherweise müssten wir sie verschieben, dachte ich mir. Aber dann überlegte ich: Nein, das geht nicht. Wir können die Versammlung nicht verschieben. Wir haben nur ein paar Tage, um den Leuten von unserem Erlöser zu erzählen. Gott will bestimmt, dass wir die Versammlung halten. Ich sagte allen: „Gott will, dass die Versammlungen stattfinden und Satan will uns entmutigen. Lasst uns beten.“ Sechs von uns beteten. Als ich an der Reihe war, sagte ich: „Herr, wir wissen, dass der Regen aufhören wird, aber wir brauchen wenigstens 15 Minuten, um den Generator in Gang zu bringen. Lass bitte den Regen vor 18:15 Uhr aufhören.“

Nach dem „Amen“ regnete es noch heftiger, als wolle uns da jemand verhöhnern. Alle Blicke richteten sich auf mich. Ich rief ihnen zu: „Lasst uns alles für die Versammlung vorbereiten!“ Um genau 18:13 Uhr hörte der Regen auf. Wir dankten Gott für sein wunderbares Eingreifen. In den weiteren Versammlungen stellte das Wetter kein Problem mehr dar. Am Ende der Vortragsreihe nahmen mehr als 50 Personen Jesus als ihren persönlichen Erlöser an. Am letzten Sabbat wurden acht von ihnen getauft. Wir dienen wirklich einem Gott, der gern unsere Gebete erhört.

Nun musste ein Versammlungsraum entstehen. Wir hatten nur noch zwei Wochen Zeit und unser Geld reichte nur noch für Lebensmittel und die Heimreise. Wir erkundigten uns nach den Baukosten, baten bei der Mission um Geld und erhielten genug, um mit dem Bau des Fundaments beginnen zu können.

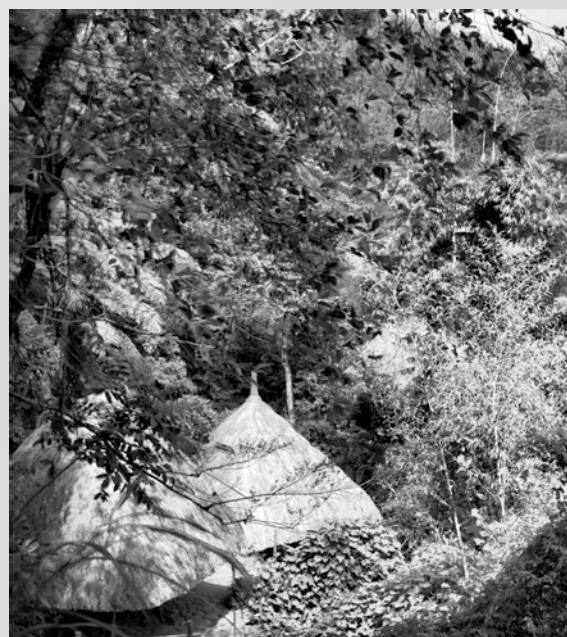
Ich hatte noch nie im Leben etwas mit einem Bau zu tun, geschweige denn eine Schaufel in der Hand gehabt! So hatte ich keine Ahnung, dass man für das Fundament Kies und Sand braucht, doch dafür hatten wir kein Geld. An einem nahegelegenen Fluss konnte man jedoch beides holen. So schaufelten wir den gesamten Tag Kies und Sand, bis unsere Blasen an den Händen aufbrachen und bluteten. Provisorisch legten wir einen Verband an und arbeiteten weiter. Wir dachten nur daran, wie wir für die Leute einen Gottesdienstraum bauen könnten.

Die Behälter voller Sand und Kies trugen wir auf unseren Schultern oder auf dem Rücken einer Kuh. Alles ging so langsam voran. So fragten wir den Dorfchef, ob wir den Sand und Kies auf einmal in seinem Lastwagen befördern könnten. Nach seiner erfreulichen Zustimmung beluden wir seinen Lastwagen, der aber aus dem Flussbett aufgrund der zu schweren Ladung nicht mehr hochkommen wollte. Mit tiefer Traurigkeit entluden wir letztendlich den Lastwagen und sahen unsere schwere Arbeit im Fluss verschwinden. Wir beide sprachen kein Wort. Als der Wagen entladen war, bewegte er sich immer noch nicht. Jemand ging los und wollte den Militärwagen holen, um mit ihm den Lastwagen aus dem Fluss zu ziehen. Wir wussten, das mit dem Bau war vorbei, denn wir konnten den Chef nicht noch einmal nach seinem Laster fragen.

Bei der Rückkehr zum Bauplatz hielt uns ein Gemeindeglied an. „Warum seht ihr so entmutigt aus?“ fragte der alte Mann. Wir erzählten ihm, was passiert war. Er lächelte und fragte uns: „Habt ihr den kleinen Hügel neben der Stelle gesehen, wo ihr den Gemeindesaal errichten wollt? Vor langer Zeit begann jemand genau auf eurem Bauplatz mit einem Hausbau. Er konnte nicht weitermachen, hat jedoch eine Lastwagenfuhr voll Sand und Kies liegen gelassen. Geht hin und seht unter dem dicken Gras nach!“ War das ernst gemeint? Wir mussten unbedingt

nachsehen. Und tatsächlich fanden wir einen kleinen Hügel direkt neben dem Bauplatz. Wir gruben und fanden genau das, was wir brauchten.

Gott hatte schon lange, bevor wir ihn baten, für alles gesorgt. Und dann kam der Sabbat, an dem wir in dem neuen Raum Gottesdienst halten konnten. Mein Missionspartner und ich hatten Tränen in den Augen, als wir uns umarmten und an die vielen Segnungen dachten, die Gott uns gegeben hat, nachdem wir uns ihm geweiht hatten. Diese Missionserfahrung hat mein Leben verändert. Dort in dem Bergdorf lernte ich Christus kennen. Dort erkannte ich, welche eine geniale Sache es ist, Menschen zu Gott zu führen. Dort entschied ich mich, dem Herrn zu dienen, was immer das für die Zukunft bedeuten mag. Und welche ein segensreiches Leben hat mir der Dienst für Gott in den fast zwanzig Jahren seit dieser Erfahrung gebracht! Immer wieder habe ich es erlebt: Wir dienen einem Gott, der unsere Gebete hört und erhört.



Jiwan Moon, Leiter der Public Campus Ministries für die Generalkonferenz. Aus dem 195. bis 197. Gebetsbrief der Generalkonferenz entnommen und redaktionell bearbeitet